

## MARIA ZELL

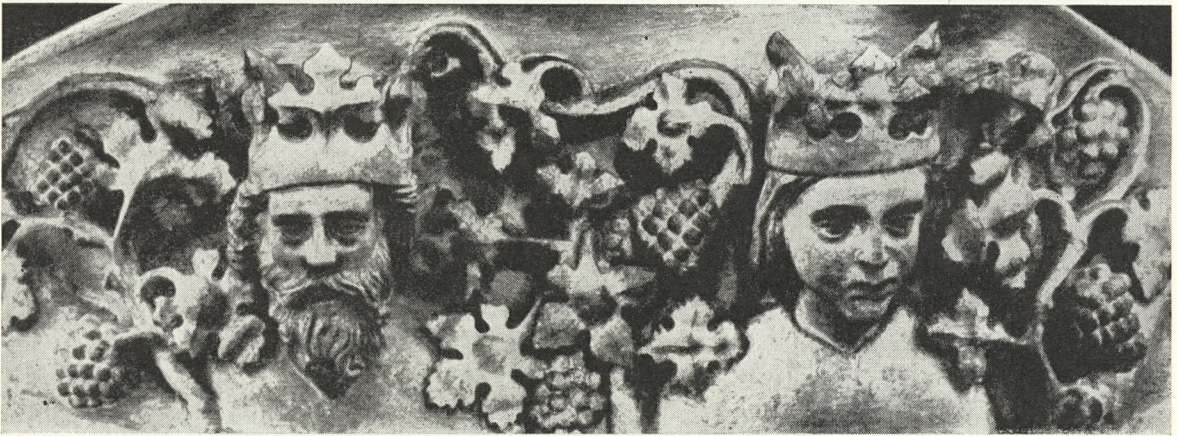


Abb. 300. Stein-Skulpturen der gotischen Gnadencapelle

Im kommenden Jahre feiert Österreichs besuchteste Wallfahrtskirche Maria Zell, von Papst Pius X. 1907 zur Basilika erhoben, vom österreichischen Volke mit dem stolzen Titel Magna Mater Austriae geehrt, ihre Achthundertjahr-Feier. Als festliches Angebinde wird ihr ein richtiges Feierkleid angelegt, außen und innen vom unvermeidlichen Staub vieler Jahrzehnte gereinigt, die ursprüngliche Prunkgestalt, die ihr im Lauf der Jahrhunderte hohe Wohltäter verliehen haben: Die Äbte des Stiftes St. Lambrecht, die sie gegründet, die Herrscher Ungarns und Österreichs, die an ihr gebaut, und ihre Völker, die sie in dankbarer Verehrung fürstlich ausgestattet haben.

Die Pfarre ist urkundlich zwar erst 1278, die Kirche 1266 genannt, die erste Kapelle aber gewißlich 1157 erbaut worden. Papst Hadrian, der von 1154 — 1159 regierte, erließ eine Bulle, die wohl Tag und Monat — 21. Dezember — nicht aber das Jahr nennt, des Inhalts: Gerechten Bitten mit geneigtem Willen willfahrend, nehmen Wir unter persönlichen Schutz die Seelsorgstellen — cellae — zu Mariahof, Lind und Aflenz, „mit allem, was zu diesen Zellen gehört“. In Aflenz konstatiert der Papstbrief fünf Ordensbrüder, „bestimmt zur Feier der heiligen Handlungen“. Diese sangen gewiß nicht nur Chor in ihrem bereits 1066 zur Pfarrkirche erhobenen Gotteshaus, sondern feierten Gottesdienst in den zwischen 1066 bis 1159 erbauten Kapellen. Wir wissen, daß die Grazer Urfarre St. Ägyd schon früh zahlreiche Kapläne hatte, die auf Pferden zu ihren abgelegenen Filialkirchlein ritten, u. a. am Fuße des Schöckels, der noch zu ihrem Seelsorgsgebiet gehörte. So auch ritt ein Benediktiner immer wieder nach „Zell“, als Kreuzungspunkt der Sträßlein und Saumwege von Bruck bis Pöchlarn, von Admont nach Mürzzuschlag, gewiß schon damals viel begangen und befahren. 1357 wurden bereits, von päpstlichen Ablassbriefen begünstigt, Jubiläumsfeierlichkeiten abgehalten, von 1257 haben wir keine schriftlichen Zeugnisse mehr, wohl aber ein künstlerisches und religiöses — die Gnadensstatue, die um diese Zeit entstand.

Die Mutterkirche Piber besaß bereits 1245 ecclesias nicht capellas, Kirchen natürlich romanischer Bauart in Edelschrott, Modriach, Pack, Köflach, Kainach, Stallhofen, Hirschegg, Salla und Geistal, zum Großteil vielleicht nur St. Lambrechter Stützpunkte für Holzhandel und Jagd, wen will es ernstlich Wunder nehmen, wenn er am majestätischen Hauptportal der Basilika, dieser „wahren steinernen Urkunde“ (Graus), die Worte liest:

Anno d(omi)ni MCC inchoata est hec eccl(es)ia glo(rios)e ma(r)ie v(irginis), im Jahre des Herrn 1200 ward begonnen diese Kirche der glorreichen Jungfrau Maria. In zwei Generationen von Wallfahrern und Bewohnern der lieblichen Täler mußte denn doch die Ursprungskapelle zu klein geworden sein. Die Marmortafel stammt natürlich aus der hochgotischen Zeit, sie hat aber, was man leider noch heute bei Umbauten oder Renovationen häufig unterläßt, pietätvoll und traditionsbewußt alte Inschriften in den Neubau herübergenommen.

Das größtenbetonende **D o p p e l r e l i e f** ist aus zwei Stücken zusammengesetzt. Das Giebeldreieck steht im Zeichen des „Hausherrn“, in geschickter Komposition bietet es einer lebhaftest bewegten **K r e u z i g u n g** (Abb. 301) dominierenden Raum, nach Garzarolli stammend aus der Werkstatt des Meisters von Großlobming. Meisterhaft die Technik, bannend der Stimmungsgehalt: Aus einsamer Höhe blickt der Leidende nieder auf die leidenschaftlich erregte Gruppe von Freunden und Feinden, ineinanderfließende und unvermittelt abbrechende Kaskaden von Röhrenfalten sinnbilden das Wogen der Gefühle für und wider, tröstlich überwiegt und triumphiert bereits das Für.

Kampf durchtobt auch die rechte Hälfte der sozusagen basenbildenden rechteckigen Szene unten: König Ludwig von Ungarn ficht heldenmütig die **ungleiche Schlacht** gegen zahlenmäßig weit überlegene Gegner, siegreich durch die Fürbitte der glorreichen Jungfrau und Mutter. Von rechts naht sich ihr König Ludwig und überreicht knieend ein Madonnenbild, zum Zeichen seiner Verehrung, aber auch seiner Bereitwilligkeit, für ihre hilfreiche Fürbitte sich königlich dankbar zu erweisen, er widmete ja auch unter anderem das bekannte „Schatzkammerbild“, links kniet Markgraf Heinrich von Mähren, der sich einst die Heilung von dreijähriger Gliederkrankheit erbeten hatte, mit seiner Gemahlin, dicht hinter dem Paare steht hünenhaft St. Wenzeslaus, hinter ihm wieder knieend ein Mönch mit Infel und Stab, wohl Abt Heinrich Moiker, der Erbauer der St. Lambrechter Peterskirche, das „Kirchenmodell“ in seiner Hand ist wahrscheinlich nur das Schweiß Tuch, das auf gotischen Darstellungen — vergleiche Joseph Brauns Ikonographie, Abbildung 255 — unter der Krümme um das Pastorale geknüpft ist. Ganz rechts ist eine sich in Schmerzen windende Frau zu sehen, über die sich betend ein Priester neigt, laut Inschrift eine Kindesmörderin, die durch die Beichte von Sündenschuld und Besessenheit geheilt wird.

Wir bringen, um der Monumentalität der Szene Rechnung zu tragen, nur einen Ausschnitt, der etwa ein Fünftel des ganzen Streifens ausmacht, die hochgekrönte „Hausherrin“, die **S c h u t z m a n t e l m a d o n n a** (Tafel 20). Daß die beiden Reliefs von verschiedenen Händen stammen, hat schon 1869 Petschnigg in den Mitteilungen der CC ausgesprochen. Dr. Andorfer behandelte sie 1927 in der Zeitschrift des Historischen Vereines. Er nannte das Hauptportal „nicht nur die monumentalste, sondern vor allem in kunsthistorischer Beziehung die interessanteste Kirchenpforte der Gotik in Steiermark“ und wies nach, daß das Kreuzigungsrelief ursprünglich allein das Bogenfeld ausfüllte, der Streifen also später untergeschoben wurde. Garzarolli setzte beide Arbeiten 1438/39 an und erklärte den Streifen als Werk eines Salzburger Monumentalplastikers.

Von ungefähr 1380 bis 1396 ward an der neuen gotischen Kirche gebaut, zu der außer dem König von Ungarn auch Herzog Albrecht V. ansehnliche Mittel beigesteuert haben muß, denn sein Wappen und das seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter des ungarischen Königs Sigmund, ist vereint mit dem babenbergischen Blindenschild repräsentativ in der unteren Mitte des Streifenreliefs angebracht. Wie Dr. Wonisch feststellt, kniet Herzog Albrecht, damals schon König von Ungarn, mit Gemahlin vorne zur Rechten der himmlischen Schirmherrin. Als „Werckhmeister“ des Baues ist im St. Lambrechter Nekrologium der Konventuale **C h u n r a d** verewigt. Daß man dabei nicht nur an einen rein administrativen Leiter denken muß, beweist die Tatsache, daß in der gotischen

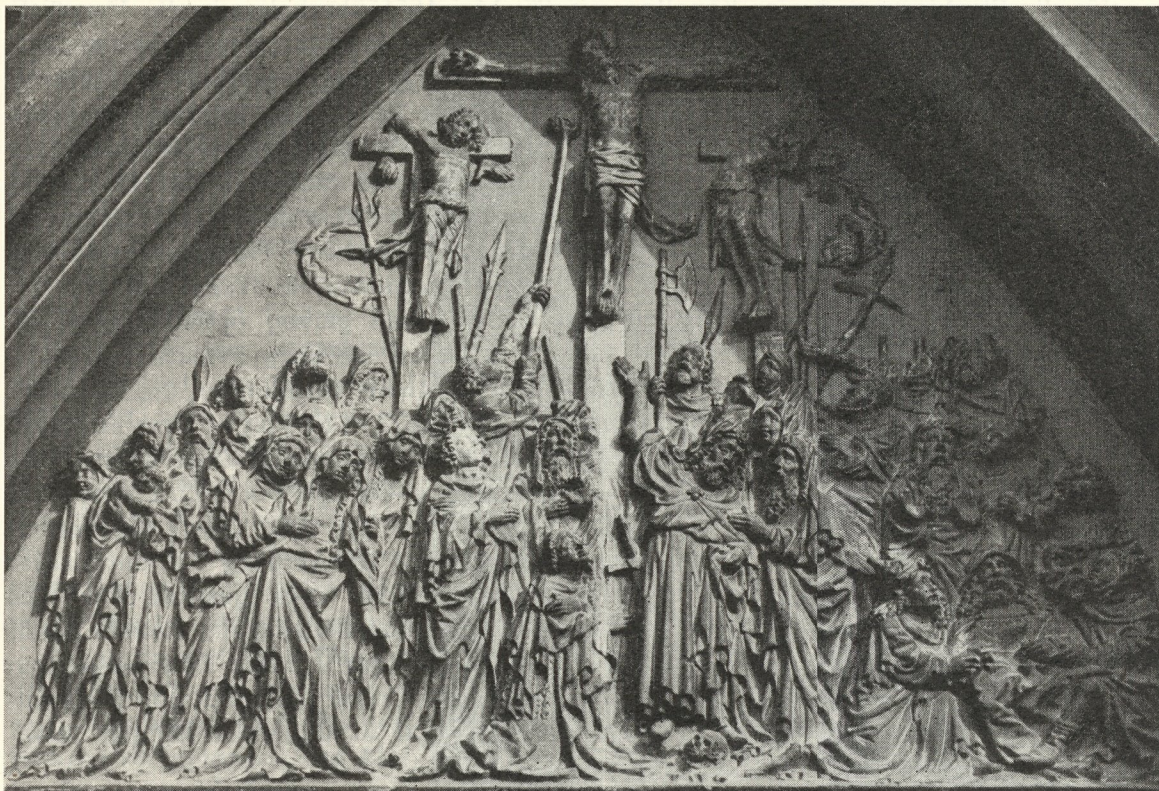


Abb. 301. Kreuzigungsrelief am Hauptportal. 1438 — 1439?

Zeit auch wirkliche Baumeister auf Inschriften und in Gedingen gleichfalls Werkmeister genannt werden.

An der Front der barocken Gnadenkapelle sieht man noch Reste ihrer Vorgängerin, einstens Lettner, eine Konsole mit weinlaubumrankten Kronenträgern (Abbildung 300), darstellend erlauchte Wohltäter des Baues, Garzarolli weist die porträthaft wirkenden Büsten der Parlerwerkstatt zu. Von den gotischen Ausstattungsstücken der Altäre jener Zeit findet sich in der Basilika nichts mehr. Nur unter der Kuppel ragt, von einer Strahlenmandorla eingefasst, auch raumbetonend eindrucksvoll die populäre Urlaubsmadonna (Abb. 302) empor. Sie stand bis 1644 vor der Kirche. Daß sie einst betend und bewundernd umschritten wurde, beweist ihre sorgfältig geschnitzte Rückseite. (Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 1955, 3, Abb. 200.) Eine Flut gleichmäßig gekräuselter Locken hüllt die Gestalt bis zur Leibesmitte als ein goldiger Mantel ein. Nach ihrer fachkundigen Überholung stellte Dr. Frodl fest, daß die Plastik „wesentlich jünger“ sei, als man sie bisher geschätzt hatte. Am Haupt des Kindes wie der Mutter melden sich denn auch schon ausgeprägte Merkmale der Renaissance.

Im April 1644 legte der unternehmungslustige und hochgemute Abt Benedikt Pierin dem Kaiser die Pläne zu einem großzügigen Umbau des Münsters vor. Selbst ein Italiener aus Venzona, betraute er damit seinen Stiftsbaumeister Domenico Sciascia aus Roveredo in der Südschweiz. Der gotische Turm ward von barocken Zwiebeltürmen in die Mitte genommen, dies stilistische Unikum ward zum kontinentbekannten einprägsamen Wahrzeichen der Hohen Schirmfrau Österreichs. Auch das Innere erhielt tonnenüberspannend ihr barockes Festkleid. Stiftsarchivar Quitt berichtete schon 1898 im Kirchenschmuck: Der Grazer Stuccodore Matthias Camin erhielt am 1. März 1651 Zahlun-

gen für die Stuckierung zweier Kapellen, am 26. Mai 1651 übernahm er die Verpflichtung, „mit zweien ihm zuegelassenen Gesellen“ weitere Kapellen, aber auch den Gang ober den Kapellen „vermüg der Visierung mit höchstmöglichsten Fleiss“ plastisch zu verschönern. Noch 1669 hier beschäftigt, hatte er bisher 797 fl Salär erhalten, laut Stilvergleich auch für die Stuckierung des Langhauses von der Gnadenkapelle zurück zur Orgelempore. Schon Quitt konstatierte, daß die Gebilde nicht recht befriedigen wollen, hatte Camin doch die unangenehme Aufgabe, sozusagen nur Gewölbezwickel mit beengten Kartuschen zu überziehen. Den freien luftigeren Raum des Neubaus von der Gnadenkapelle bis zum Hochaltar durfte der „junge Stuccatorer“ Giovanni Rocco B e r t o l e t t i gestalten, hier nachweisbar seit 1666, seine Arbeit gelang optisch am glücklichsten. Die Chorwände stukkierten Domenico B o s c h k o und Carlo Francesco C a s a g r a n d e, in den Grazer Matriken durchgängig in Großhaus verdeutscht, die Sakristeidecke Alexander S e r i n i. Mathes Camin ward am 20. 8. 1673 in St. Veit ob Graz bestattet.

Die 12 Seitenkapellen wurden architektonisch natürlich in einem Zuge erbaut, ihre Ausstattung erhielten sie von verschiedenen Wohltätern von 1650 bis 1692. Zuerst ward die des Grazer Stadtpatrones St. Ägyd 1650 errichtet, von den ihm „stets ergebenen“ Fürsten und Landständen Steiermarks; ihm war auch einst am Aufgang von der Grazer Gasse ein Standbild errichtet, ihm gegenüber St. Maximilian. Dies geschah 1710. Sie wurden später durch einen Englischen Gruß ersetzt. Die Ladislauskapelle stattete Fürstprimas Georg Szelepchenyi von Ungarn aus. Er ward hier am 9. März 1685 beigesetzt. Sein Grabmal schreibt man Carolo G i a n o l o zu. In den Grazer Matriken und Rechnungen wird er ständig nur Steinmetz genannt. Zumindest hat er die einschlägigen Steinarbeiten der Kapellen verrichtet.

Um diese Zeit besaß auch Mariazell eine eigene Bildhauerwerkstätte. Die Matriken beginnen erst 1673 mit dem Trauungsbuch. Auf seinen ersten Seiten lesen wir, daß am 7. Februar 1673 der Ehrnveste, Fürneme vnd Khunstreiche Herr Nicolaus H e n z, seiner Kunst ein Bildhauer und Witiber, die tugendsame Jungfrau Maria, des Fleischhacker Jakob Zeller Tochter, als Frau heimführte. So begegnet uns erst- und letztmalig auch in den Standesbüchern der Mann, der mit Johann Baptist Fischer 1660 an der kaiserlichen Triumphpforte mitarbeitete. 33 Tage tat er es. Er muß ein Könnner gewesen sein, er ist der einzige Plastiker, der in persona von Graz aus angefordert, inständig erbeten wurde. Präsident der Hofkammer und Verordnete der Landstände schrieben am 22. April 1660 an Abt Benedikt: Es herrscht großer Mangel an Helfern, es ist zu besorgen, daß das ganze Werk „dörfte steckhen bleiben“, er habe in Mariazell einen wohlerfahrenen Künstler, er möge ihn samt seinen Gesellen und Jungen „ohne Verlierung ainiger Zeit“ sofort schicken. Henz kam allein, blieb mit Matthäus „Khran“ von Bruck die wenigsten Tage, er hatte wohl in Mariazell reichlich zu tun. Was konnte er dort geschaffen haben? Das wissen wir leider nicht. Am ehesten kommen für ihn die im Wortsinn Großen Kirchenlehrer in Frage, die hoch in den Nischen zwischen Gnadenkapelle und Chorscheidebogen thronen oder ragen. Wir zeigen in Tafel 76 Augustinus mit dem Knäblein, das im Ufersande spielend den genialen Grübler kindlich zurechtwies. Ikonographisch und auch künstlerisch eine interessante Arbeit.

Wann Henz starb, wissen wir nicht, das Sterbebuch setzt erst 1739 ein. Auch von einem unmittelbaren Nachfolger lesen wir nichts. Für Monumentalplastiker war jedenfalls kein Bedarf mehr, nur noch für — Kopisten des Gnadenbildes. Am 14. Mai 1757 heiratete Herr Adalbert T ö m p u s, Sohn des Zwittauer Tischlermeisters Wenzeslaus Tömpus, Jungfrau Maria, Tochter des f Malers Wachsmoos in Eger, am 25. Mai 1802 starb er. Als Vater von neun Kindern wird er bald Bilderhandler, Bilderschnizler, Bildhauer und abschließend Sculptor genannt. Von Nikolaus Henz sei noch nachgetragen: Sein Trauungszeuge war Maler Georg H a u s e n aus Bamberg, von 1683 — 1686 hier mindestens 15mal

Beistand, Freskant des Gewölbes. Henz dürfte aus der Schule Michael Hönel's hervorgegangen sein.

Den Hochaltarentwurf Johann Bernhard Fischers von Erlach (Abb. 106) und seine Ausführung (Tafel 105) haben wir in Wort und Bild eingehend gewürdigt. Daß er ihn völlig aus eigener Eingebung schuf, betont er in einem Schreiben vom 6. September 1710 an einen Mittelsmann des Abtes Maximilian Pagl des Stiftes Lambach, der von so prominenter Hand einen Hochaltarentwurf für seine eigene Stiftskirche erfolgreich anstrebte. Das

Schreiben bringen wir im Mosaik, hier nur soviel: Fischer übermittelt zuhanden des Abtes den „abtruhk dess grossen altars zu Mariazell“ und betont: Er ist von mir „Inventirt worden vnd ganz vnd gar auch ausgefirt, dan ich hadte die völlige Direction dariber, es ist ein Werkh dergleichen wenig zu sehen sein“.

Mariazell ist auch die einzige steirische Kirche, an deren Ausstattung nachweisbar Johann Bernhards Sohn Joseph Emanuel Fischer von Erlach mitgearbeitet hat: er entwarf den Plan, nach dem

1727 Augsburger Silberschmiede den kuppelbekrönten Tabernakel des Gnadenaltars formten. Eine nach Materie und Form kostbare würdige Umrahmung des Gnadenbildes. Obwohl das Silber größtenteils aus eingeschmolzenem Silber von Opfergaben gewonnen ward, steuerte eine Fürstin Montecucculi nicht weniger als 26.000 fl bei. Der gotische Altaraufbau ward bereits 1629 und 1690 barock umgestaltet.

Daß die Kreuzigungsfiguren des Hochaltars nach Johann Baptist Fischers „Inventierung“ durch Andreas Faistenberger aus München ausgeführt, beziehungsweise modelliert wurden, ward bereits gesagt. Dr. Wonisch schreibt 1950 in seinem „Mariazeller Wallfahrtsbuch“, daß an der Verwirklichung des Fischerschen Entwurfs, zu der



Abb. 302. Urlaubsmadonna unterm Kuppelraum.  
Um 1530

der Abt 1692 den Auftrag gab, „eine ganze Menge Künstler und Kunsthandwerker in Wien, Linz, Salzburg, München, Augsburg und anderen Orten“ beteiligt war. Den Kranz lieblicher Engel am Scheitel schuf der schlesische Bildhauer Johann Stanetti. Bei seiner Trauung am 14. Februar 1695 fungierte als Beistand ein guter Grazer Bekannter, Johann Frühwirth in Wien. Seinem Genius an der Grabensäule stellen wir mit Bedacht gegenüber den vortrefflich gearbeiteten Paulus (Tafel 97) über dem Aufgang zur Kanzel, die 1695 Bildhauer Andreas Gramayer zu Türitz stellte. In breiter Schwingung führt die Brüstung um den Mauerpfeiler, eine tüchtige aber etwas hausbackene Steinmetzleistung. Aus dieser nüchternen Werkstatt kam wohl kaum diese eindrucksvolle Gestalt, deren Falten flammenartig auf und nieder züngeln. Zwar Stein und Holz, gehen Genius und Apostel stilistisch gut zusammen. Wir glauben ihn dem Schüler Johann Baptist Fischers zuweisen zu dürfen.

Auf dem Gebälk des Gnadenaltars bildet die Sippe Jesu, Anna, Joseph und Joachim, eine „virtuose Gruppe“ (Dehio), 1734 geschaffen von Lorenzo Mattielli aus Vicenza, von ihm stammt auch der kühn agierende Joseph der Josephskapelle (Tafel 123), entstanden 1731. Der Oberinntaler Bildhauer Franz Anton Zainer, der mit Veit Königer Gartenfiguren für Schloß Schönbrunn stellte, schuf 1792 das schöne Grabmal für den Kämmerer der Herrscher von Karl VI. bis Joseph II. am nördlichen Chorpfeiler, 1794 die vorzüglichen Lampenengel beidseits des Gnadenaltars, den lebhaften Figureschmuck der um 1740 schwungvoll erbauten Orgelempore Bildhauer Johann Wagner.

Einen Blick noch zurück zur Gnadenstatue. Othmar Wonisch erzählt: Weil sich mehrmals Bildhauer vergeblich bemüht hatten, eine einigermaßen ähnliche Kopie des ehrwürdigen Bildnisses zu schnitzen, versuchten zum Trotz gleich ihrer acht gleichzeitig, die „Mär“ Lügen zu strafen. Sie messerten und schnitzelten, doch je erregter sie zu Werke gingen, desto weniger gelang es ihnen. Erschrocken und erschauernd warfen sie schließlich die Werkzeuge von sich und stoben auseinander. Der denkwürdigen Szene habe kein Geringerer beigewohnt als Johann Bernhard Fischer von Erlach...